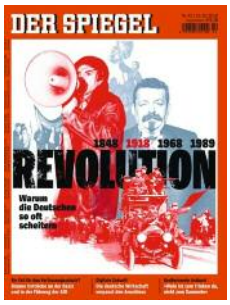

»Das Verhältnis der Deutschen zur Revolution verdeutlicht eine Anekdote über den letzten sächsischen König: ›Majestät, das Volk macht Revolution!‹, ruft ein Lakai. Darauf der König: ›Ja, dürfen die denn das?‹«

Harry Paul, Zeuthen (Brandenburg)

Ab aufs Pferd

Nr. 42/2018 Revolution – warum die Deutschen so oft scheitern

Dirk Kurbjuweit hat einen fesselnden Parforceritt durch die Geschichte nationaler Revolutionen vorgelegt. Am Beispiel von dreieinhalb deutschen Revolutionen (1848, 1918, 1968 und 1989) macht er wie die Historiker Heinrich August Winkler und Wolfgang Mommsen mangelnde Entschlossenheit bei der Durchführung als ein spezifisch deutsches Phänomen aus. »Pflaumenweiche Elemente« seien am Werk gewesen, beklagte gar Rosa Luxemburg. War die deutsche Nation allein schon deshalb nicht bereit zu radikalen Umwälzungen, weil sie, wie Peter Sloterdijk in seiner Rede zum 9. November 1997 im Berliner Renaissance-Theater meinte, eine Stressgemeinschaft sei, die sich ständig selbst errege, terrorisiere und in Panik versetze? Hätte eine geglückte Revolution 1918 die Nazis verhindern können?

Karl-Heinz Groth, Goosefeld (Schl.-Holst.)

Ich lese den SPIEGEL jede Woche vom Anfang bis zum Ende und schreibe nie eine Lesermeinung, aber diese Titelgeschichte ist leider völlig misslungen. Die Behauptung, »die Deutschen« würde in revolutionären Augenblicken »das Große Gemäßigtsein« überkommen, weil nicht jeder gleich zu den Waffen griff und man sich lieber an die ach so geliebte Obrigkeit ankuschelte, ist derart selbstgerecht, respektlos und verächtlich gegenüber ganzen Generationen von Menschen, dass es einem die Sprache verschlägt. Man kann diese Revolutionen eben nicht in so einer oberflächlichen Weise einfach gegenüberstellen und daraus eine zeitgenössische journalistische Erzählung, noch dazu mit einer klaren politischen Botschaft dahinter, über »den Deutschen« und sein »zahmes Wesen« machen. Nichtsdestotrotz wird alles gut, und ich werde dem Autor meine Zeitkapsel schenken: Dann reist er beherzt ins Jahr 1848, wird sich auf sein Pferd schwingen und »uns Deutschen«, als freiheitsliebender George Washington, ihr »zahmes Wesen« mal so richtig austreiben.

Florian Kampa, Leipzig

Im Titelbild mit der Zeile »Revolution – Warum die Deutschen so oft scheitern« führen Sie die Jahreszahl 1989 an. Das ist gelinde gesagt ein Witz: In der Diktatur der ehemaligen DDR lebten mehr als 15 Millionen Menschen in Unfreiheit. Sie konnten sich weder frei bewegen noch frei äußern. Totalitäre Bespitzelung und Repressionen waren Teil des Alltags. All diese Menschen können heute frei in der Bundesrepublik leben, auch wenn vielleicht noch nicht alle Lebensverhältnisse perfekt angeglichen werden konnten. Dieser Fortschritt ist mehr als ein Quantensprung! Insbesondere ist Ihre mit diesem Titel einhergehende Geschichtsvergessenheit gegenüber allen mutigen DDR-Bürgern, die in einer Diktatur unter Androhung von strengsten Repressionen auf die Straße gingen, um die damaligen Zustände anzuprangern und friedlich eine Neuordnung zu fordern, hinsichtlich ihres Erfolgs eine bodenlose Frechheit, die mich tief erschüttert.

Dr. Matthias Flurl, München

SCHERL / SV-BILDERDIENST

Demonstrierende Matrosen in Kiel 1918

Revolutionen scheitern immer und überall. Was hatten die Franzosen nach ihrer Revolution? Einen Kaiser statt einen König. Was hatten die Russen nach ihrer Revolution? Einen Diktator statt einen Zaren. Was hatten die Chinesen nach ihrer Revolution? Einen Diktator statt einen Kaiser. Ist es den Menschen in diesen Ländern nach den Revolutionen besser gegangen als vorher? Mitnichten, millionenfaches Elend und Massenmorde waren die Folge. Darüber sollten sich Menschen, die über Revolutionen nachdenken, Gedanken machen. Gut, dass Revolutionen auch mal scheitern – vielleicht ist das Elend für das Volk dann geringer, als wenn die Revolution obsiegt.

Hans-Joachim Lenz, Eppelheim (Bad.-Württ.)

Die Städte werden schön

Nr. 41/2018 Leitartikel: Die Politik sollte die Autobranche endlich zu ihrem Glück zwingen

In der Stadt hängt der Kraftstoffverbrauch eines Autos in erster Linie von dessen Gewicht ab. Schwere Wagen verbrauchen viel Treibstoff, kleine weniger – das Gleiche gilt für den Schadstoffausstoß. Deshalb sollte man mit Fahrverboten vor allem die dicken Angeberautos – in denen nur eine Person sitzt– bestrafen!

Bodo Koglin, Berlin

Mir geht schlicht der Hut hoch, wenn Sie ausgerechnet in einem SPIEGEL-Leitartikel den Elektromotor als »Technologie der Zukunft« bezeichnen. Sie wissen doch, dass sich ein E-Auto in Relation zu einem Auto mit Verbrennungsmotor ökologisch erst nach 80 000 Kilometern »rechnet«. Berücksichtigt man auch noch die Produktionsgegebenheiten des E-Autos, verdreifacht sich diese Zahl. Der E-Motor kann deshalb allenfalls als Zwischentechnologie bezeichnet werden, die uns nach kurzer Zeit ähnliche Probleme wie der erdölgetriebene Ottomotor bescheren wird. Die Zukunft liegt allein in der Wasserstofftechnologie, deren Erforschung Industrie und Politik ebenfalls tief verschlafen.

Joachim Wittern, Papendorf (Meckl.-Vorp.)

Der Verbrennungsmotor ist am Ende, weil er die Leute davon abhält, wenigstens die kurzen Strecken in der Stadt zu Fuß zu gehen oder sich aufs Rad zu setzen. Da ist das Zweitauto mit Elektroantrieb genauso fehl am Platz. Die Städte ersticken ja nicht nur an den Abgasen, sondern auch an der schieren Menge Autos. Um die Städte umzuwandeln, reichen Fahrverbote nicht aus. Es braucht Anstöße wie die Verknappung von Parkplätzen, die Bevorzugung des Radverkehrs, die Optimierung und Verbilligung des öffentlichen Nahverkehrs und vieles mehr. Die Leute werden merken, dass man auch anders in die Stadt kommt und dass die Städte auf einmal viel schöner werden.

Hanspeter Maier, Mörfelden (Hessen)

Korrektur

zu Heft 42/2018, Seite 5: Inhaltsverzeichnis

Christiane Benner ist Zweite Vorsitzende der IG Metall und nicht DGB-Vizechefin.